



Gabriele Wigen-Jux

Der Fall  
des Botschafters

Madrid-Krimi



PRINCIPAL

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

**ISBN 978-3-89969-054-5**

Copyright © 2007 by PRINCIPAL Verlag, Münster/Westf.

[www.principal.de](http://www.principal.de)

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

**Gabriele Wigen-Jux**

# **Der Fall des Botschafters**

**Ein Madrid-Krimi**



**PRINCIPAL VERLAG**

Die Autorin GABRIELE WIGGEN-JUX studierte an der Universität Köln, wo sie 1998 in Neuerer Geschichte und englischer Literaturwissenschaft promovierte.

Sie arbeitete in einem Kulturinstitut und als Redakteurin in verschiedenen Bereichen der Werbebranche. Es folgte ein mehrjähriger Auslandsaufenthalt in Madrid.

Zurzeit lebt und arbeitet sie als freie Textredakteurin und Autorin in Bergisch Gladbach.

»Für Oliver«



## Prolog

Der Botschafter ließ auf sich warten. Was an sich schon eine Unverschämtheit war, aber an diesem Tag besonders. Denn die Luft im Sitzungssaal der deutschen Auslandsvertretung in Madrid schien bleischwer, die schwüle Hitze lastete sichtbar auf den in Anzügen und Krawatten ausharrenden Referenten. Sogar das Gesicht des Bundespräsidenten im schlichten Silberrahmen an der Wand hinter dem Sessel des Botschafters schien röter als sonst. Die Klimaanlage hatte mal wieder ihren Geist aufgegeben, und das mitten im heißen Madrider Juli, pünktlich zur zweimal wöchentlich stattfindenden großen Morgenbesprechung der Referenten mit dem Botschafter. Dessen Eintreffen war nun bereits seit minutenlangem, schweißtreibendem Warten überfällig. Man konnte ihm einiges nachsagen, doch Unpünktlichkeit war normalerweise nicht seine Art. Bisher hatte er seine Mitarbeiter bei der morgendlichen Lagebesprechung noch nie warten lassen. Vielleicht hatte er sich an diesem Tag entschieden, seine Referenten einer Schikane der besonderen Sorte zu unterziehen, einer Art diplomatischem Härtetest. Steinberg war eben so, wie er war. Ab und zu fühlte er sich quasi von Amts wegen verpflichtet, seine Mitarbeiter auf die Probe zu stellen, damit sie nicht aus der Übung kamen und sich für mögliche Katastrophen eine gewisse Geschmeidigkeit und Flexibilität erhielten. Bislang jedenfalls schlugen die sich ganz gut.

Trotz der im Raum stehenden stickigen Hitze, die das Atmen schwer machte und gegen die auch die sperrangelweit geöffneten Fenster nichts ausrichten konnten, warteten die versammelten Referenten geduldig ab. Sicher wirkten die meisten, ja sogar die, die sonst mit kräftiger Stimme und großen Gesten die aktuellen tagespolitischen Themen zu analysieren pflegten, etwas erschöpft, um nicht zu sagen lustlos. Gelaugweilt, mit hängenden Schultern sich einigermaßen mühevoll aufrecht auf ihren Stühlen haltend, redeten sie in gedämpfter Lautstärke mit ihren Tischnachbarn oder krakel-

ten Strichmännchen und andere sinnlose Zeichen auf ihre Unterlagen. So harrten sie auf das baldige Eintreffen ihres Chefs, geduldig und mit dem ruhigen Gewissen derer, die sicher sind, ihre Pflicht zu tun, während sie mitunter verstohlene Blicke zur Tür warfen.

Steinberg selbst war ein Mann der Tat. Es war allgemein bekannt, dass der Botschafter keine Sonn- und Feiertage kannte und fast rund um die Uhr für die deutsche Sache im Ausland aktiv war. So war es sehr fraglich, ob er das tatenlose Abwarten seiner Mitarbeiter gerne gesehen hätte. Aber selbst wenn Steinberg davon erfahren sollte, dann würde er sich die Gründe für die Trägheit seiner Mitarbeiter zumindest teilweise selbst zuschreiben müssen. Die wussten nämlich aus leidvoller Erfahrung, dass im Zweifel zu großes Interesse an den Aktivitäten des Botschafters selten, um nicht zu sagen, nie, belohnt wurde. Mancher, der sich, für den Geschmack des Botschafters, allzu neugierig in dessen Angelegenheiten gemischt hatte, war in der Vergangenheit unsanft von ihm zurückgepiffen worden. Steinberg agierte am liebsten unbeobachtet, als ob er ständig in geheimer Mission unterwegs wäre. Seine frühere Beratertätigkeit im Ministerbüro des FDP-Außenministers war seiner Vorliebe, verdeckt zu Werke zu gehen, sehr entgegengekommen. Daran, dass er Geheimnisse über alles schätzte, hatte sich in den Jahren, die er in Madrid war, nichts geändert. Es schien ihm ein inneres Bedürfnis zu sein, Wissen, das ihm aus irgendwelchen ominösen Kanälen zugeflossen war, wie unauffällig in Gespräche mit seinen Mitarbeitern einfließen zu lassen und diese dann mit Informationen, die er ihnen absichtlich vorenthalten hatte, bei anderen vorzuführen. Peinliche Szenen solcher Art hatten in der Botschaft und besonders bei den Morgenrunden keinen Seltenheitswert. Und so wundert es nicht, dass die Referenten an diesem Morgen, als Steinberg zur verabredeten Zeit nicht erschien, erst einmal keinerlei Anstalten machten, nachzuforschen, wo ihr Chef steckte. Ein bei dieser Hitze fast übermenschliche Anstrengung erfordernder Einsatz, der



vielleicht nötig gewesen wäre, um den womöglich von einem bedeutenden Telefongespräch oder einer anderen hochwichtigen Sache Aufgehaltenen aufzustöbern, wäre mit fast hundertprozentiger Sicherheit kaum belohnt worden. Im Gegenteil. Der Botschafter war ein komischer Kauz, ein arroganter Mister Wichtig, die Hitze schier unerträglich, und im Büro wartete nur lästige Arbeit oder, daran wollte manch einer der Wartenden lieber gar nicht denken, öde Leere, stupide Langeweile. Bis zur Kaffeepause war auch noch Zeit.

»Wo bleibt er nur?«, murmelte Ronald Solbach, der Leiter der Wirtschaftsabteilung, dem Pressereferenten Markus Landwehr schließlich für alle hörbar zu.

Dieser, sichtbar unter der Hitze leidend, hatte den Kopf träge auf die Hände gestützt. »Sicher war wieder was von höchster staatspolitischer Bedeutung«, murmelte er mit viel-sagendem Augenaufschlag.

Auf der gegenüberliegenden Seite des Tisches feixte derweil Konsul Paul Greifenberger mit seinem Mitarbeiter Rolf Schilling. »Ich habe schon damals, als wir unseren Ausbildungslehrgang machten, immer gesagt ›Tobias, das musst du dir abgewöhnen, die Leute ständig warten zu lassen. Sonst wirst du noch dein blaues Wunder erleben«. Aber bis heute hat der Kerl keine Probleme, einfach Fehlanzeige. Als Botschafter kann er es sich offenbar leisten, uns hier warten zu lassen. Wie alberne Statisten. Ich könnte darauf wetten, dass er dabei nicht mal ein schlechtes Gewissen hat. Als ob wir sonst nichts zu tun hätten. Und das alles auf Staatskosten.«

Schilling, dem bei den offen anfeindenden Reden seines Vorgesetzten nicht wohl war, fuhr sich hektisch mit beiden Händen über die kurzen blonden Haare und grummelte Unverständliches. Die ständigen Sticheleien Greifenbergers gegenüber dem Botschafter gingen ihm schon lange auf die Nerven, seit er in Madrid war. Greifenberger kam nicht darüber hinweg, dass Steinberg Botschafter geworden war, er selbst dagegen es nur bis zum Konsul gebracht hatte. Dabei wurde das nicht jeder. Und dann kamen bei den Botschaf-

terposten ja auch immer Parteibücher und Beziehungen ins Spiel. Steinberg hatte mit Sicherheit von seiner Nähe zur FDP profitiert, während Greifenberger offiziell keiner Partei angehörte. Im Grunde genommen war dieses Geschacher um hohe und höchste Posten alberner Firlefanzen. Schilling konnte absolut nicht verstehen, wieso seine Kollegen dermaßen scharf darauf waren, Botschafter zu werden. Er selbst war mit seinem Gehalt und dem Referentenstatus voll und ganz zufrieden. Er genoss das Leben in exotischen Ländern mit seiner Frau und seiner Tochter in vollen Zügen. Wenn es nach ihm ginge, konnte das ewig so weitergehen. Er machte seine Arbeit ordentlich, nahm, wenn es sein musste, auch ab und zu an offiziellen Veranstaltungen teil, aber wenn Feierabend war, hatte er mit Dienstlichem nichts mehr am Hut. Sein Kopf war dann frei für die angenehmen Dinge des Lebens. Dagegen der Botschafter, der Ärmste: Ständig im Rampenlicht, stand er meist wie unter Strom. Und dann die nie enden wollende Folge von Außenterminen und Veranstaltungen in der Botschaft. Das Schlimmste an dessen Job war, dass die Öffentlichkeit um die Gunst des Botschafters buhlte, während die eigenen Leute meist missgünstig und von Neid zerfressen waren. Jede Bemerkung von ihm wurde auf die Goldwaage gelegt. Manche Kollegen warteten regelrecht wie die Spinne im Netz darauf, dass er Fehler machte. Vor allem Ronald Solbach, der für seine Anfang vierzig eine geradezu kometenhafte Karriere hingelegt hatte, galt als der Hauptkritiker Steinbergs. Solbach war überzeugt, dass er Steinbergs Job natürlich viel besser machen würde, wenn man ihn nur endlich ließe. Dieser Affe in seinen teuren italienischen Anzügen strotzte nur so vor Selbstgefälligkeit und Arroganz. Schillings Gedanken wurden jäh unterbrochen, als der Geräuschpegel um ihn herum merklich zunahm. Sein Blick fiel auf Solbach, der voller Unruhe auf seinem Stuhl herumrückte und laut hörbar mit der flachen Hand auf den Tisch trommelte.

»Ein bisschen Glück gehört im Leben halt dazu«, entgegnete Schilling mit teilnahmsloser Stimme und sah Greifenberger achselzuckend an. »Aber ich weiß nicht. Komisch ist das Gan-

ze schon. Hoffentlich ist ihm nichts passiert. Stellen Sie sich mal vor, wenn er irgendwo in der Sierra de Guadarrama einen Unfall beim Wandern hatte, und kein Mensch sieht ihn und kann helfen.« Schillings Gesicht färbte sich vor Aufregung noch ein wenig röter, als es normalerweise war. Der Gedanke behagte ihm nicht.

»Was soll ihm denn passiert sein?«, entgegnete Greifenberger ungeduldig. »Ich glaube eher, er hat die Nacht durchgemacht und jetzt schläft er in aller Ruhe seinen Rausch aus. Ich frage mich, warum Sie immer gleich mit dem Schlimmsten rechnen müssen.« Er sah Schilling abschätzig von der Seite an.

»Also, mir reicht es!«, übertönte Solbach plötzlich mit lauter, gereizter Stimme das allgemeine Gemurmel. Er musterte entnervt die überrascht aufblickenden Kollegen. Seine kurz geschorenen braunen Haare, zwischen denen trotz seiner zweiundvierzig Jahre kein einziges graues Haar zu sehen war, glänzten nass von Gel. »Wir haben doch alle was Besseres zu tun, als hier rumzusitzen.« Er sah kopfschüttelnd in die Runde. »Ich ruf ihn jetzt einfach an.« Damit zog er sein Handy aus der Jackentasche und wählte die Nummer des Botschafters. Mit dem Telefon am Ohr schaute er spöttisch in die Runde. Er wartete eine Weile, dann schüttelte er den Kopf, drückte eine Taste seines Mobiltelefons und sprang von seinem Sessel hoch. »Meldet sich nicht«, informierte er die anderen knapp. Er zuckte mit den Schultern und ruderte dynamisch mit den Armen durch die Luft. »Da kann man nichts machen. Er wird irgendwann auftauchen.«

Der edle dunkelblaue Nadelstreifenanzug brachte den durchtrainierten schlanken Körper des Wirtschaftsreferenten, den er mehrmals in der Woche im Fitnesscenter des Deutschen Sportvereins stahlte, überaus vorteilhaft zur Geltung. Er gab seinem Mitarbeiter, dem Wissenschaftsreferenten Richard Weis, einen leichten, betont kollegialen Klaps auf die Schulter. »Kommen Sie, wir haben eine Menge Arbeit oben liegen«, meinte er mit bedeutungsvollem Augenaufschlag zu Weis, der sich zögerlich erhob. Dann drehte er sich um und

lächelte hintergründig in die Runde. »Sie können uns ja anrufen, falls er kommen sollte.« Solbach und Weis schritten zur Tür, hielten aber inne, als sie jemand von hinten aus dem Raum ansprach.

»Sie gehen jetzt einfach.« Es war Werner Weiskopf, der über sechzig Jahre alte Referent für Arbeit und Soziales, der das erstaunt in die Stille sprach. Er bekleidete in Madrid seinen letzten Posten vor der Pension. Eigentlich war seine Bemerkung, die er wie alles, was er sagte, langsam und bedächtig hervorgebracht hatte, nur als Feststellung und keineswegs böswillig gemeint gewesen. Doch Solbach, dessen Nerven durch die untätige Warterei bereits über Gebühr strapaziert waren, starrte Weiskopf durchdringend an. Dann, in einer unvermittelt plötzlichen Bewegung, schleuderte er dem erschreckt zusammenzuckenden Sozialreferenten das Handbuch mit den Telefonnummern der Botschaft entgegen, das auf dem Beistelltisch neben der Tür lag.

»Vielleicht«, so herrschte er Weiskopf an, »möchten Sie sich bei der Sekretärin von Herrn Steinberg erkundigen, wo er bleibt. Und ob wir ihn heute noch erwarten dürfen. Sein Handy war ausgestellt. Er will wohl nicht gestört werden. Möglicherweise erreichen Sie ja mehr?« Solbach sah Weiskopf mit seinen hellen, stechenden Augen wütend an. Der schien bewegungslos vor Schreck. Temperamentsausbrüche dieser Art hatten in der Botschaft Seltenheitswert. Vorsichtig, als ob Gefahr bestünde, dass er sich die Finger verbrennen könnte, nahm Weiskopf das Handbuch, stand auf und ging zum Haustelefon, das vorne im Besprechungssaal gleich unter dem Bild des Bundespräsidenten an der Wand hing. Die Referenten beobachteten Weiskopf, wie er bedächtig im Handbuch blätterte und eine Telefonnummer wählte. Das Gespräch, das er mit Sonia Maiering, der Sekretärin des Botschafters führte, tat ein Übriges, die ohnehin strapazierten Gemüter der Anwesenden auf eine zusätzliche Geduldsprobe zu stellen.

»Ja, hier Weiskopf im Besprechungsraum. Guten Morgen, Frau Maiering. Ich hoffe, es geht Ihnen gut.« Weiskopf hielt einen langen Moment inne und schaute bedeutungsschwer

zu seinen Kollegen. Frau Maiering hatte ihm anscheinend einiges mitzuteilen. Nach einer Weile, in der die Spannung bei den wartenden Referenten bis ins Unerträglichke zu steigen schien, sagte Weiskopf erneut mit seiner monotonen Stimme: »Ja, das kenne ich auch von meiner Frau. Hoffentlich geht es Ihnen bald besser.« Wieder fand die Sekretärin am anderen Ende der Leitung anscheinend kein Ende. Und Weiskopf hatte alle Zeit der Welt. Doch endlich, während sich die Referenten hinter seinem Rücken vielsagende, teils verächtlich abschätzige Blicke über die Umständlichkeit ihres Kollegen zuwarfen, kam er zur Sache.

»Wieso ich eigentlich anrufe«, holte er bedächtig aus. »Wir haben heute Dienstag. Und dienstags ist doch immer Morgenrunde. Ich wollte fragen, ob Sie mir sagen können, wo der Herr Botschafter ist. Der ist nämlich nicht bei uns. Und wir haben inzwischen halb zehn. Seit einer halben Stunde warten wir auf ihn.« Eine gute Weile verstrich, bis Weiskopf aufs Neue seine Stimme erhob. »Das ist sonderbar. Hoffentlich geht es ihm gut. ...Ja, da haben Sie wohl recht. Ja, das hat Herr Solbach schon versucht. Hm, ...also bei Ihnen auch nicht. Im Augenblick ist es wohl am besten, abzuwarten. Dann gehen wir in unsere Büros.« Weiskopf legte den Hörer auf und drehte sich um.

»Frau Maiering weiß nicht, wo der Herr Steinberg ist«, erklärte er seinen Kollegen. »Sie hat heute Morgen in der Residenz drüben angerufen, weil er nicht so früh wie sonst im Büro war. Aber das Hauspersonal hat ihn bisher nicht gesehen. Auf seinem Mobiltelefon kann sie ihn genauso wenig erreichen. Er geht nicht dran. Sie vermutet, dass er sich einfach im Tag geirrt hat und bestimmt bald kommt. Der Gesandte ist noch nicht im Haus und meldet sich nicht. Und Frau Steinberg ist in Frankreich und im Augenblick nicht erreichbar. Sie können wir auch nicht fragen, wo er steckt.«

»Dann können wir ja endlich an die Arbeit gehen«, stellte Solbach gereizt, aber mit eigentümlich zufriedennem Gesichtsausdruck fest. »Er wird bestimmt auftauchen.« Damit nickte er dem Wissenschaftsreferenten zu und verließ mit diesem

im Schlepptau den Raum. Auch die anderen Referenten standen auf, sichtbar ungehalten darüber, dass Steinberg sie so lange hatte warten lassen.

»Eine Unverschämtheit ist das«, knurrte Kulturreferent Erwin Schirmmacher erbost. »Denkt, er kann sich alles erlauben. Als ob wir nichts zu tun hätten.«

»Er hat bestimmt seine Gründe«, meinte Schilling beschwichtigend. »Also ich habe es in den elf Monaten, die ich jetzt hier in Madrid bin, nie erlebt, dass er zu spät war. Sicher hat er eine gute Entschuldigung.«

»Da muss er in der Tat eine wirklich gute haben«, meinte Greifenberger spitz. »Wer heutzutage so alles Botschafter wird... Wenn ich das vorher gewusst hätte, dann hätte ich damals, vor zwanzig Jahren, meine Berufswahl noch mal überdacht. Der König ist nicht zu Hause und doch lässt er die Mäuse so tanzen, wie es ihm gerade passt.« Mit angewidertem Gesichtsausdruck machte sich der Konsul auf den Weg zurück in seine Abteilung. Die anderen Referenten verteilten sich über die Gänge und verschwanden in ihren Büros. Der Sozialreferent traf auf dem Flur Angelita, die hauptamtliche Raumpflegerin der Botschaft, die in ihrem grünen Kittel umständlich mit dem feuchten Wischmob zugange war, und tauschte sich mit ihr ausführlich über das unerklärliche Wegbleiben Steinbergs aus. Angelita erklärte wortreich, dass der Papierkorb des Botschafters morgens weniger voll gewesen sei als sonst, und sie erkundigte sich, ob Weiskopf das Spiel von Athletico Madrid am Vorabend gesehen hätte. Eine halbe Stunde später schlich der Sozialreferent mit gesenktem Blick in sein Büro. Was für eine Affenhitze das mal wieder war. Aber er war sichtlich zufrieden, dass er den Kontakt zur Arbeiterklasse trotz seiner exponierten beruflichen Position nicht verloren hatte.

»Ich weiß nicht, was ich machen soll«, jammerte Sonia Maiering gut zwei Stunden später. Sie stand in ihrer üblichen Aufmachung, einem auf Taille geschnittenen Kostüm, dessen Rock eine Handbreit unter ihren Knien endete, im Büro des

Gesandten Rupert Böhm. Frau Maiering, sonst ein Muster an Selbstbeherrschung und Souveränität, war aufgeregt. So etwas hatte sie in den langen Jahren, die sie nun für das Auswärtige Amt arbeitete, noch nicht erlebt, dass ein Botschafter einfach unentschuldig wegblieb. Ihre roten dauergewellten Haare, die sie meist zu einem strengen Zopf zusammengebunden trug, hingen wirr um ihren Kopf. Die sonst so vornehme Blässe im Gesicht der Mittfünfzigerin war hektischen, roten Flecken gewichen. Die lang aufgeschossene Gestalt des Gesandten verharrte schon seit geraumer Zeit nahezu reglos hinter dem Schreibtisch. Genauer gesagt so lange, wie Frau Maiering im Raum stand und ihrem Kummer wortreich und aufgebracht gestikulierend Luft machte. Jetzt stand Böhm auf, ging um den Tisch herum und reichte der Sekretärin, die sich fassungslos auf den Sessel vor seinem Schreibtisch fallen ließ, mit väterlich fürsorgender Geste ein ordentlich zusammengefaltetes Taschentuch. »Was soll ich mit dem Lappen?«, fuhr Sonia Maiering den erschreckt zurückzuckenden Mann unwirsch an. »Sagen Sie mir lieber, was ich tun soll. Der Herr Botschafter hat heute Morgen zwei Termine. Einen mit dem Leiter des Vereins für die Pflege deutschen Brauchtums in Spanien, den anderen zum Mittagessen mit dem spanischen Wirtschaftsminister. Soll ich die Termine absagen, oder vielleicht selbst hingehen?« Sie blickte Böhm spöttisch und provozierend an. Der, so viel Temperament von der sonst eher zurückhaltenden Sekretärin nicht gewöhnt, war sichtbar bemüht, Haltung zu demonstrieren.

»Nun beruhigen Sie sich erst mal«, beschwichtigte er die aufgebrachte Frau mit seiner tiefen Bassstimme. »Wir warten noch ein bisschen. Sagen Sie den ersten Termin ab und wenn der Botschafter bis gegen eins nicht da ist, rufen Sie im Büro des Wirtschaftsministers an und fragen nach, ob der Herr Minister sich unter Umständen mit meiner Person als Gesprächspartner anfreunden könnte. Sagen Sie seiner Sekretärin, dass der Botschafter aus uns nicht bekannten Gründen heute nicht im Büro gewesen ist. Und dass wir nicht wissen, wo er sich aufhält. Oder, noch besser, sagen Sie einfach, dass



wichtigste staatspolitische Aufgaben Botschafter Steinberg verhindern würden, und dass Sie Genaueres nicht sagen dürften. Das klingt bedeutungsvoller.«

»Meinen Sie wirklich, es könnte etwas passiert sein?« Frau Maiering sank kraftlos in den Sessel zurück und starrte geschockt zu Böhm hinüber. »Müssen wir dann nicht die Polizei verständigen?«

»Immer mit der Ruhe.« Böhm bemühte sich, gelassen zu klingen. »Es ist nur eine Ausrede für den Minister, damit er es dem Botschafter nicht übel nimmt, dass er den Termin nicht wahrnehmen kann. Schließlich wollen wir die politische Großwetterlage nicht unnötig strapazieren. In den letzten Monaten hat es zwischen Spanien und Deutschland schon genug Spannungen im Wirtschaftssektor gegeben. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ihm etwas Gravierendes zugestoßen ist. Er ist so vorsichtig in allem, was er tut.«

»Ja, natürlich.« Frau Maiering schien wieder erleichteter. »Wissen Sie, ich glaube, Sie haben recht. Bestimmt ist alles nur ein Irrtum und Herr Steinberg taucht gleich auf, als ob nichts geschehen wäre. Seine Frau ist ja seit letzter Woche in Frankreich bei ihrer Familie, und da könnte es doch sein, dass er sich gestern Abend ein Gläschen zu viel genehmigt hat und den Weg aus dem Bett nicht zur rechten Zeit gefunden hat. Seine Schwester habe ich in den vergangenen Tagen nicht gesehen, sie hat angeblich viel zu tun. Herr Steinberg ist in letzter Zeit viel allein. Es handelt sich sicher nur um ein Missgeschick.« Die Sekretärin erhob sich sichtbar getröstet.

»Ja, gehen Sie zurück an Ihre Arbeit«, meinte Böhm trocken. In den Händen hielt er das von Frau Maiering zurückgewiesene Taschentuch. »Verhalten Sie sich, was die Termine angeht, wie abgesprochen. Und wenn wir bis heute Nachmittag nichts vom Botschafter hören, müssen wir versuchen, Frau Steinberg oder seine Schwester zu erreichen. Eventuell wissen die beiden ja, wo er steckt.« Böhm schaute aus dem Fenster auf die triste graue Wand des Nachbarhauses. Die hätte seit Jahren einen Neuanstrich vertragen können. Gerade, als Frau Maiering die Tür hinter sich zuziehen wollte, kam ihm eine



Idee. »Ach ja, vielleicht versuchen Sie jetzt schon, mit Frau Steinberg in Verbindung zu treten. Und wenn Sie sie in der Leitung haben, dann stellen Sie zu mir durch.« Den letzten Satz hatte Böhm in seinem üblichen Befehlston, der keinen Widerspruch zuließ, gesagt. Frau Maiering nahm ihn stumm nickend zur Kenntnis und lief in ihr Büro in der obersten Etage der Botschaft. Möglicherweise war der Botschafter ja längst in seinem Büro, und dann könnte sie sich doch noch einen schönen ruhigen Tag am Computer machen. Gerade so, wie sie es sich heute Morgen, als sie in die Botschaft kam und alles in Ordnung zu sein schien, vorgestellt hatte. Nicht zu vergessen das Mittagessen, zu dem sie sich mit Irmgard aus Böhms Vorzimmer verabredet hatte. Ob nun eine von ihnen während der Mittagspause im Büro bleiben musste, wenn der Botschafter nicht auftauchte? Das wäre wirklich ärgerlich. Sie hatte sich so auf das Essen gefreut.

Nachdem Steinbergs Sekretärin gegangen war, setzte Rupert Böhm sich in seinen großen, schwarzen, ledernen Schreibtischsessel und versuchte, sich zu entspannen. Er atmete bewusst tief ein und aus und zählte dabei bis fünfzig. Jetzt an nichts anderes denken als ans Atmen. Eins, ein, eins, aus, zwei, ein, zwei, aus, drei, ein, drei, aus... Dabei hatte der Tag so entspannt begonnen. Solange er zurückdenken konnte, hatte ihn Aufregung noch nie weitergebracht. Steinberg war nicht zur Morgenrunde gekommen und die Maiering gebärdete sich wie ein aufgeschrecktes Huhn. Aber dazu gab es weiß Gott keinen Grund. In den mehr als zwanzig Jahren, die Böhm nun für das Auswärtige Amt in Posten rund um die Erde arbeitete, hatten ihn selbst Katastrophen nicht aus der Ruhe bringen können. Was war Steinbergs Verspätung schon gegen Erdbeben, Geiselnahmen, Terroranschläge? Nichts, Peanuts. Was seinen Beruf anging, so hatte Böhm über die Jahre professionelle Routinen und Strategien entwickelt, die ihm das Arbeitsleben so angenehm wie möglich machten. Privat sah es leider anders aus.

Die Probleme in seinem Privatleben hatte er nie richtig in

den Griff bekommen. Seine dritte Scheidung hatte ihn menschlich genauso getroffen, wie die erste. Er konnte sich absolut nicht erklären, warum seine Ehefrauen, denen er aufgrund der großzügigen Auslandsbezüge einen wahrhaft mondänen Lebensstil hatte bieten können, für das diplomatische Leben so wenig übrig gehabt hatten. Es sagte einiges über Rupert Böhm's Selbsteinschätzung, dass er nie eigene Unzulänglichkeiten, sondern immer die Lebensumstände für das Scheitern seiner Ehen verantwortlich machte. Seine drei Frauen, eine Deutsche, eine Französin und eine Venezuelanerin, hatten ihn in dem Glauben belassen. Mit keiner war er länger als sieben Jahre verheiratet gewesen, und alle drei hatten als Scheidungsgrund übereinstimmend angegeben, das unstete Leben von Diplomaten, das ständige Umziehen, der Wechsel zwischen verschiedenartigsten Kulturen und die daraus allzu oft resultierende Oberflächlichkeit der zwischenmenschlichen Beziehungen sei auf die Dauer für sie unerträglich gewesen.

Böhm hatte alle drei Frauen geliebt. Warum sie sich von ihm hatten scheiden lassen, das hatte er nie verstehen können, fand er doch die Lage, in der seine jeweiligen Frauen sich befunden hatten, einfach beneidenswert. Wenn er morgens ins Büro ging, lag seine Frau noch im Bett, und wenn sie aufstand, hatte sie den ganzen Tag zur freien Verfügung. Der Haushalt wurde von Hauspersonal erledigt, und die Zahl der gesellschaftlichen Verpflichtungen, Abendessen oder Cocktailpartys, an denen sie gemeinsam teilnahmen, hatte sich meist in Grenzen gehalten. Wie oft hätte er nur allzu gern mit seiner jeweiligen Frau getauscht, die an keinerlei Bürozeiten und nur wenige dienstliche Verpflichtungen gebunden war. Und weil Böhm nie verstand, was seine Ehefrauen eigentlich so schlimm an ihren Lebensumständen fanden, blieb ihm der wahre Grund für seine Scheidungen ein Rätsel. Oberflächliche zwischenmenschliche Beziehungen, was die damit nur gemeint hatten? Sie hatten doch ihn gehabt, ihn und die Kinder. Daran hatte er nun wirklich nichts Oberflächliches finden können. Er hatte sicher Fehler, wie jeder Mensch, aber oberflächlich, nein, für oberflächlich hielt er sich ganz

und gar nicht. Er hatte jede seiner Frauen auf Händen getragen, ihnen jeden Wunsch von den Lippen abgelesen. Und so hatte ihn die erklärte Absicht, sich von ihm scheiden zu lassen, jedes Mal völlig unerwartet und wie ein Donnerschlag getroffen. Und am Ende jeder Ehe hatte er achselzuckend für sich festgestellt, dass seine jeweilige Frau eben einfach nicht die richtige für ihn gewesen war. Gelitten hatte er unter jeder Trennung, auch unter der Trennung von den vier Kindern, die aus seinen drei Ehen hervorgegangen waren. Für sie und seine Ehefrauen leistete er immer noch kräftig Unterhaltszahlungen, die sein an und für sich großzügig bemessenes Gehalt empfindlich verminderten. Es erfüllte ihn jeden Monat aufs Neue mit Bitterkeit, wenn er seinen Kontoauszug sah und feststellen musste, dass er sich eine vierte Ehe, allein im Hinblick auf eine mögliche spätere Scheidung, beim besten Willen nicht mehr leisten konnte. Tröstlich fand er da einzig den Gedanken, dass er mit seinen gescheiterten Ehen kein Einzelfall war im diplomatischen Dienst. Allein an der deutschen Vertretung in Madrid hatte seine Kollegen Erwin Schirmmacher und den Kanzler Walter Vogelsang ein ähnliches Schicksal ereilt. Diplomatenehen, das hatte er letztes in einem Rundschreiben des Auswärtigen Amtes gelesen, standen auf tönernen Füßen. Da musste eine Beziehung sehr stark sein, wenn sie die ständigen Wechsel von Lebensumständen über Jahrzehnte überdauern wollte. Bei den Kollegen im mittleren und einfachen Dienst sah es nicht viel besser aus, obwohl die kaum zeitaufwendige gesellschaftliche Verpflichtungen hatten. Manchmal, wenn er wieder bis tief in die Nacht an einem Empfang oder einem gesetzten Essen teilnahm, dachte er neidvoll an diese Kollegen und stellte sich insgeheim vor, dass er es als Registrator oder Hausbote besser hätte. Zumindest was den Zeitaufwand anging. Gut, ein bisschen langweilig waren deren Tätigkeiten durchaus, und im Vergleich erbärmlich bezahlt. Aber immer pünktlich dienstfrei zu haben und kaum Verantwortung, das war schon was Feines.

Privat war es in seinem Leben auf und ab gegangen. Be-

ruflich hatte Böhm stets alles im Griff gehabt. Das wusste er und deshalb war er auch jetzt, wo Steinberg einmal nicht in der Morgenrunde erschienen war, nicht so einfach aus dem Konzept zu bringen. Der Botschafter hatte bestimmt einen triftigen Grund. Überstürztes Handeln war in dieser Angelegenheit also völlig unangebracht, würde Chaos schaffen, wo vorher Ordnung geherrscht hatte, und Arbeit bringen, die sich später vermutlich als völlig überflüssig herausstellte, wenn Steinberg in sein Büro kommen würde, als ob nichts geschehen sei. Normalerweise hatte Böhm mit der Mentalität seiner deutschen Landsleute keine Probleme. Völlig unangebracht fand er allerdings, dass sie dazu neigten, schnell nervös zu werden, geradezu überängstlich, und hinter den harmlosesten Ereignissen gleich drohende Weltuntergänge vermuteten. Böhm lehnte sich gemütlich in seinem Sessel zurück, zog genüsslich an der Zigarre, die er eben angezündet hatte, und schaute nachdenklich auf ein paar Akten, die verloren auf seinem großen, peinlich aufgeräumten Schreibtisch aus poliertem Nussbaumholz lagen.

Erwartungsfroh kehrte Sonia Maiering zurück zu ihrem Büro. War es eine Täuschung oder hatte sie da nicht eine Stimme gehört, gerade, als sie in das Vorzimmer gekommen war? Schwungvoll holte sie aus, um bei ihrem Chef an die Tür zu klopfen, da wurde von innen geöffnet. Doch vor ihr stand nicht etwa, wie erwartet, der Botschafter, sondern Solbach und der Wissenschaftsreferent Weis. Die beiden nickten ihr geschäftsmäßig, ja fast schon wichtigtuerisch zu. Sie führten sich auf, als ob es die natürlichste Sache der Welt sei, sich im Büro des Botschafters aufzuhalten, wenn der nicht da war. Die Sekretärin blickte sich suchend um. Im Büro war außer ihnen niemand.

»Was machen Sie hier?«, fragte sie schroff, woraufhin die beiden Referenten sie erstaunt und amüsiert zugleich anschauten. Die Sekretärin musterte Solbach argwöhnisch. Was hatte der hier zu suchen? Ausgerechnet der. Als sie in der vergangenen Woche zurzeit der allmorgendlich stattfindenden Kaffee-

runde zufällig an der Kaffeeküche vorbeigekommen war, hatte sie Gesprächsfetzen mitgehört. Es war eindeutig Solbach gewesen, der behauptet hatte, dass Steinberg in der letzten Zeit deutlich weniger Termine wahrnahm als früher. Dabei stimmte das gar nicht. Sie wusste, dass der Botschafter nach wie vor möglichst jeder Einladung nachkam und ständig Gäste in der Residenz bewirtete. Nie ließ Solbach ein gutes Haar an Steinberg, und jetzt stöberte er in ihrer Abwesenheit mit dem Wissenschaftsreferenten durch das Büro.

»Frau Maiering, wir haben Sie gesucht«, sagte Solbach lächelnd, allerdings mit einem tadelnden Unterton in der Stimme, der der Sekretärin suggerierte, dass sie, statt ihrer Arbeit nachzugehen, es offenbar vorzog, sich irgendwo beim Kaffeeklatsch herumzutreiben. »Wie Sie wissen, haben wir am Freitag in der Botschaft eine Wirtschaftsrunde, bei der wichtige spanische Experten über die Lage der deutschen und spanischen Wirtschaft berichten. Wir suchen die Unterlagen zu dem Vorgang. Schließlich ist unsere Abteilung federführend und wir müssen, falls der Botschafter verhindert sein sollte, die Aufgaben, die er während der Veranstaltung übernehmen wollte, auf uns oder Herrn Böhm aufteilen. Außerdem möchten wir einen Blick auf die Liste mit den Firmen werfen, die nächste Woche die Fischkonserven-Verkostung in der Residenz durchführen.« Solbachs Stimme klang gereizt. Es war ihm deutlich anzumerken, dass ihn der Mehranfall an Arbeit nervös machte, der durch Steinbergs Verschwinden auf sie zukommen könnte.

»Es handelt sich um zwei rote Ordner«, warf Weis ein. »Wir haben Herrn Steinberg die Unterlagen vorgestern geschickt, damit er sich einlesen konnte. Wir sind davon ausgegangen, dass er noch Änderungen an seinem Redetext und an der Platzordnung der Firmen in der Residenz vornehmen wollte. Wissen Sie darüber etwas?« Weis bemühte sich, die Sekretärin mit einem gewinnenden Lächeln milder zu stimmen, was ihm jedoch nur bedingt gelang.

Für Frau Maiering war der Morgen gelaufen. Die Hitze

im Raum war fast unerträglich und sie fühlte sich leicht schwindelig, wie benommen, wenn sie daran dachte, dass Steinberg den ganzen Tag nicht im Büro erscheinen könnte. Und jetzt standen die beiden aus der Wirtschaftsabteilung im Raum und fragten sie nach roten Mappen, die angeblich für die Wirtschaftsrunde und den Konservenabend bestimmt waren. Als ob nicht die meisten Mappen im Umlauf der Botschaft rot wären.

»Ich kann Ihnen da leider nicht weiterhelfen«, sagte sie schnippisch und machte keinerlei Anstalten, bedauernd auszugehen. »Denn die meisten Unterlagen sind hier in roten Mappen, und dann trägt Herr Steinberg ständig Papiere in seiner Aktentasche mit sich herum. Ich habe gestern, als er das Büro verließ, keine Liste von ihm verlangt, was er in seiner Tasche hatte. Mit anderen Worten: Ich weiß nicht, wo die roten Mappen sind, die Sie suchen. Außerdem haben Sie ja selbst auf dem Schreibtisch von Herrn Steinberg nachgesehen. Wenn Sie es nicht wissen...« Mit hochgezogenen Augenbrauen, die Stirn argwöhnisch gerunzelt, beobachtete sie Solbach, der vielsagende Blicke mit dem Wissenschaftsreferenten tauschte. »Sie haben die Sachen sicher im PC«, lenkte Frau Maiering beschwichtigend ein. »Wieso drucken Sie sie nicht einfach noch mal aus. Und wenn Herr Steinberg bis zur Wirtschaftsrunde nicht erscheint, kann es Ihnen doch egal sein, was er am Redetext geändert hat. Schließlich kann er es dann sowieso nicht vortragen.«

Die Sekretärin fühlte sich wieder deutlich besser. Wenn sie an ihrem Schreibtisch saß, hatte sie die Oberhand, alles unter Kontrolle. Sie strich sich mit der linken Hand ein paar rote Haarsträhnen aus dem Gesicht, während sie mit der rechten die Kaffeekanne von der Kaffeemaschine zog, um sich Kaffee einzuschenken. Solbach und Weis verharrten unschlüssig im Raum. Gegen die Logik der Frau, die es sich da hinter ihrem Schreibtisch gemütlich machte, war kaum etwas einzuwenden. Sie wandten sich grußlos zum Gehen und waren fast schon aus dem Raum, als das Telefon der Sekretärin klingelte.

»Deutsche Botschaft, Maiering am Apparat«, meldete sie sich mit schnarrender Stimme. Nach einer kurzen Schrecksekunde, während der sie theatralisch die Augen in ihren Höhlen verdrehte, wurde sie deutlich freundlicher. »Ach, das ist gut, dass Sie anrufen, Frau Steinberg. Wir machen uns hier nämlich Sorgen um Ihren Mann. Er ist heute nicht ins Büro gekommen.« Frau Maiering hielt inne, lauschte gebannt den Worten der Ehefrau des Botschafters. Solbach und Weis waren an den Schreibtisch der Sekretärin zurückgekehrt und beobachteten sie neugierig. Frau Maiering war ganz in ihrem Element. Sie nickte wichtig, während sie hin und wieder etwas auf einen Block schrieb. Aus ihren Worten war kaum zu schließen, was am anderen Ende der Leitung gesagt wurde.

»Ach, was Sie nicht sagen!« Die Stimme der Sekretärin klang aufgeregt und eigentümlich schrill. »Doch, gestern war er noch hier... Ja, er wirkte ganz normal. ...Ja, das weiß ich nicht. ...Der konnte mir auch nichts sagen. Nein, ich habe sie schon länger nicht gesehen. Ich kann sie ja gleich anrufen... Ach so, ...ja, wenn das geht. ...Gut, dann weiß ich Bescheid. ...Nein, da habe ich mich eben beim Fahrer erkundigt. Sein Wagen steht in der Garage. ...Ja, ich höre.« Frau Maiering notierte eifrig einige Zahlen. Anschließend traf ihr Blick die beiden Referenten vor ihrem Schreibtisch. Ihr Gesichtsausdruck war völlig undurchsichtig. »Dann bis morgen, Frau Steinberg«, flötete sie schließlich devot in den Telefonhörer. »Und hoffentlich löst sich alles in Wohlgefallen auf. Ich melde mich bei Ihnen. Darf ich Sie jetzt zu Herrn Böhm durchstellen? Er wollte noch mit Ihnen sprechen.«

Sie drückte ein paar Tasten auf ihrem Telefon und legte dann mit bedeutungsschwerer Miene den Hörer auf den Apparat zurück.

»Also, was ist?«, fragte Solbach und starrte die Sekretärin forschend an. »Wo steckt er?«

»Der Herr Botschafter«, antwortete Frau Maiering, indem sie jedes Wort einzeln betonte, »ist, tja, keine Ahnung, wo er steckt. Frau Steinberg hat keinen blassen Schimmer. Sie will morgen oder, wenn sie es nicht schafft, übermorgen, kom-



men, wenn er bis heute Abend nicht im Büro ist. Sie meint, dass er bis dahin bestimmt wieder da ist. Es sei nicht seine Art, so einfach wegzubleiben. Und das kann ich nur bestätigen.«

»Das habe ich heute doch schon mal irgendwo gehört«, murmelte Solbach giftig. »Sie will uns beim Suchen helfen. Und gleich morgen. Das ist ja nett von ihr. Da kommt sie ja gerade richtig zum Betriebsausflug.«

»Nun seien Sie nicht so böse«, erwiderte Sonia Maiering entsetzt. »Sie klang ehrlich besorgt. Hoffte, dass es ihm gut geht. Sie ist auch der Meinung, wir sollten damit warten, die Polizei zu verständigen. Ich frage bei seiner Schwester nach, vielleicht ist der Botschafter bei ihr in Mirasierra. Den Betriebsausflug nach La Granja hat sie erwähnt. Als ihr einfiel, dass hier morgen alle ausgeflogen sind, sagte sie, sie würde wahrscheinlich erst übermorgen kommen. Sie hat übrigens auch von der Wirtschaftsrunde gesprochen. Sie schlug vor, dass der Gesandte in wichtigen Angelegenheiten in Stellvertretung ihres Mannes auftreten soll. So steht es ja in den Dienstanweisungen. Natürlich nur, wenn der Herr Botschafter bis dahin nicht wieder da ist.« Die Sekretärin lächelte die vor ihrem Schreibtisch ausharrenden Männer spöttisch überlegen an. »Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Ich werde das alles mit Herrn Böhm besprechen und Ihnen dann mitteilen, was er entschieden hat.« Sie wandte sich ihrem Bildschirm zu. Die beiden Referenten verließen das Vorzimmer. Solbach war blass geworden.

»Was denkt sie, wer sie ist«, schnaubte er wütend, als sie auf dem Flur standen. »Sie redet mit dem Gesandten und teilt uns seine Entscheidung mit. Wie nett von ihr, welche Gnade! Dass ich nicht lache. Eine Sekretärin diktiert das Geschehen in der deutschen Auslandsvertretung in Madrid. So weit sind wir gekommen.« Solbach stürmte so aufgebracht den Gang entlang, dass Weis kaum mit ihm Schritt halten konnte.

»Müsste nicht eigentlich eine Art Krisenstab aus den leitenden Referenten gebildet werden?«, fragte Weis zaghaft.



Obwohl er schon seit zehn Monaten in der Botschaft arbeitete, war er mit seinem Vorgesetzten noch immer nicht richtig warm geworden. Die aufbrausende Art Solbachs und seine oft missgünstigen Kommentare waren Weis, der für die Dauer von drei Jahren vom Bildungsministerium zum Auswärtigen Amt als Experte in Wissenschaftsfragen überstellt worden war, nicht geheuer. Dabei hatte man ihm vor dem Auslandseinsatz im Auswärtigen Amt in Berlin klargemacht, dass Diplomaten kultivierte, zivilisiert auftretende und gebildete Leute waren, die nie, aber auch nie aus der Rolle fielen. Solbach schien über derartige Verhaltensregeln erhaben zu sein. Er agierte nach außen hin formvollendet und verfügte zweifellos über einige Bildung. Nur wenn man ihn näher kannte, bekam die glanzvolle Fassade doch arge Katschen. Solbach war oft jähzornig und zutiefst missgünstig, vor allem was den Botschafter anging, und zumindest gegenüber Weis machte er keinerlei Anstalten, diese Schattenseiten seines Charakters zu verbergen.

»Sie sagen es«, erwiderte Solbach knapp. »Genau das werde ich dem Gesandten vorschlagen. Wo kommen wir denn da hin, wenn an dieser Botschaft die Sekretärinnen das Sagen haben. Ich bin bei Böhm.« Damit bog er in den Gang ab, der zum Büro des Gesandten führte, während Weis in sein Zimmer zurückging, froh, dass er den aufgebrauchten Solbach los war.

Frau Maiering hatte fleißig E-Mails verschickt. Die Sonderbesprechung, über die Böhm seine Kollegen per Mail informieren ließ, betraf den Verbleib des Botschafters. Er war bis zum frühen Nachmittag nicht in der Botschaft erschienen. Keiner wusste, wo er steckte. Die Sitzung sollte um halb fünf, kurz vor Dienstschluss, stattfinden. Teilnehmer waren der gesamte höhere Dienst, also alle Referenten und die Sekretärin des Botschafters. So trafen sich an diesem Nachmittag im Sitzungssaal erneut dieselben Personen, die bereits am Morgen vergeblich auf das Erscheinen Steinbergs gewartet hatten. Frau Maiering, die mit der Ehefrau des Botschafters und sei-

ner Schwester telefoniert und sozusagen aus erster Hand Informationen erhalten hatte, wurde gnädigst in dem elitären Zirkel zugelassen. Sie saß rechterhand vom Gesandten, der den Vorsitz übernahm. Seine Kollegen sahen neugierig und gespannt aus, als er pünktlich um halb fünf den Raum betrat. Eigentlich fühlte er sich überhaupt nicht in der Verfassung, eine Sitzung zu leiten. Das Mittagessen mit dem spanischen Wirtschaftsminister hatte ihn doch sehr geschlaucht. Nicht nur, dass es ausgesprochen reichhaltig, sprich fleischhaltig und fettig, gewesen war und stundenlang gedauert hatte. Besonders das Quantum an Alkohol, das die Spanier schon beim Mittagessen am frühen Nachmittag zu sich zu nehmen pflegten und der auch bei dem Essen mit dem Minister reichlich geflossen war, machte Böhm zu schaffen. Deshalb fühlte er sich nicht ganz so dynamisch und souverän wie sonst, als er seine hoch aufgeschossene Gestalt auf dem Sessel niederließ, auf dem sonst der Botschafter präsiidierte. Er fühlte sich unangenehm benommen. Nur gut, dass die Klimaanlage wieder funktionierte. So war wenigstens die Temperatur im Raum einigermaßen erträglich.

»Also sind wir jetzt komplett«, stellte er mit halblauter Stimme fest, den Blick unbestimmt auf die Tische gerichtet. Frau Maiering neben ihm nickte. Einige Referenten tuschelten Unverständliches miteinander, dann kehrte endlich Ruhe ein. »Wir wollen die Sache kurz machen«, sagte Böhm, »und vor allen Dingen nicht dramatischer, als sie vielleicht in Wirklichkeit ist. Was wir besonders vermeiden wollen, ist schlechte Publicity. Herr Steinberg ist heute nicht in die Botschaft gekommen. Das ist ungewöhnlich, trotzdem kein Grund zur Panik, wie ich meine. Da wir alle Optimisten sind, gehen wir erst einmal davon aus, dass ihm nichts passiert ist.« Böhm schluckte nervös und fuhr sich mit der Hand durchs Haar. Er starrte einen Moment nachdenklich gegen die beige getünchte Decke des Besprechungsraumes, dann konzentrierte er sich auf den goldenen Kugelschreiber, ein Geschenk seiner zweiten Frau zu ihrem ersten Hochzeitstag, den er bedächtig zwischen Zeigefinger und Daumen der rechten Hand drehte.

Als er seinen Blick in die Runde schweifen ließ, fühlte Solbach sich als Erster bemüßigt, etwas zu sagen.

»Gut, jeder hat mal einen schlechten Tag«, begann er. »Aber den Gepflogenheiten im Arbeitsalltag entspricht es nicht unbedingt, einfach unentschuldigt wegzubleiben. Jemand, der das in der freien Wirtschaft machen würde, der wäre seinen Job ziemlich schnell los. So, zack, zack.« Mit diesen Worten schnipste Solbach so geräuschvoll mit den Fingern, dass Weiskopf neben ihm erschreckt zusammenzuckte.

»Was machen wir denn eigentlich hier?«, ereiferte sich Greifenberger. Seine kleinen stechenden blauen Augen fixierten den mit der Situation sichtbar überforderten Gesandten argwöhnisch, der wiederum beäugte den Konsul mit offenkundigem Unbehagen. »Geht es darum, ein ordnungswidriges Verhalten zu beurteilen? Wollen wir darüber diskutieren, ob wir eine Beschwerde über inkorrektes Verhalten am Arbeitsplatz in Berlin melden, oder was? Wenn Sie mich fragen, dann ist das ziemlich überflüssig. Wenn Herr Steinberg nicht da ist, können wir uns die Rüge sparen. Ich finde, viel wichtiger ist, was wir jetzt machen. Gesetzt den Fall, er bleibt auch morgen unauffindbar.«

»Genau das ist meine Meinung«, bekräftigte Landwehr den Konsul. »Sollen wir Berlin verständigen, oder noch warten? Ich meine, wenn ihm etwas zugestoßen wäre, dann hätten wir es sofort erfahren. Deshalb scheidet diese Möglichkeit doch aus, oder? Sie wissen ja: Bad news travels fast.« Während Landwehr das in seinem breiten bayerischen Akzent sagte, stierte er schüchtern vor sich, den Blickkontakt mit seinen Kollegen meidend. Er sprach ungern vor Publikum, was ihn trotzdem selten hinderte, sich zu äußern. Als Presereferent war Kommunikation schließlich seine Aufgabe und dann hatte er von jeher ein stark ausgeprägtes Mitteilungsbedürfnis gehabt. Er wusste, dass er den Durchblick hatte, und zwar meistens, eigentlich immer. Das Thema spielte dabei allenfalls eine zweitrangige Rolle. Seine Kollegen ließ er das oft spüren, und da der Botschafter eine ähnlich hohe Meinung von seiner eigenen Urteilsfähigkeit hatte, kam es

zwischen Landwehr und ihm öfter zu Reibereien, die, so wollten es die Regeln der Hierarchie, stets zugunsten des Botschafters entschieden wurden.

»Grundsätzlich kann ich Unzuverlässigkeit nicht leiden«, meldete sich Weis zu Wort. »Aber direkt in Berlin Bescheid zu geben, das fände ich unkollegial. Zumal wenn Herr Steinberg morgen wiederkommen sollte und es sich herausstellt, dass alles ein Irrtum war.«

»Möglicherweise kommt er erst übermorgen zurück«, gab Schirmmacher stirnrunzelnd zu bedenken. »Also, wenn ich ein Problem hätte, das mich davon abhielte, zum Dienst zu kommen, und ich wüsste, dass am nächsten Tag Betriebsausflug ist und sowieso nichts läuft, dann würde ich meine Auszeit um einen zusätzlichen Tag verlängern. Wahrscheinlich macht das der Botschafter ja genauso. Liegt doch nahe, oder?« Er sah schulterzuckend in die Runde.

»Abgründe tun sich auf«, murmelte Solbach kopfschüttelnd und starrte angewidert aus dem Fenster.

»Und dennoch hat die Argumentation von Herrn Schirmmacher einiges für sich, wie ich finde«, verteidigte Böhm den Kulturreferenten. »Wenn Herr Steinberg ein so dringliches Problem hat, dass er heute nicht zum Dienst kommt, dann kann ich mir kaum vorstellen, dass er morgen mit uns allen die Schlossbesichtigung und den Spaziergang durch den Schlosspark wird genießen können, bei allem Diensteifer. Er könnte natürlich kurz durchtelefonieren und uns Bescheid geben«, gab er zu. »Vielleicht hat er seinen Kopf einfach woanders.«

»Ja, ich meine auch, dass wir warten sollten«, pflichtete Weiskopf dem Gesandten nachdenklich nickend bei. »Da muss man nichts überstürz...«

»Das war mir klar, dass Ihr Rat so ausfallen würde«, fiel Solbach dem Kollegen ins Wort. »Übrigens will ich keineswegs den Botschafter in Berlin anschwärzen. Und ich weiß ebenso, dass Herr Steinberg bisher immer zuverlässig war, was seine Termine anging.«

»Das ist doch gerade der Grund, wieso wir hier sitzen«,

schaltete sich Böhm träge ein. »Wenn der Botschafter öfter vom Dienst fernbliebe, dann würden wir uns jetzt überhaupt keine Gedanken machen. Aber so ist er eben nicht. Deshalb müssen wir, wie ich meine, überlegen, wann wir Berlin verständigen.« Böhm brachte das mühsam, mit sichtbarer Anstrengung hervor und sackte dann wieder in seinen Sessel zurück.

»Klarer Fall«, analysierte Schirmmacher die Lage. »Sobald wir in Berlin Bescheid sagen, wird das Ganze publik. Unter Umständen haben wir dann in kürzester Zeit nicht nur die Kriminalpolizei hier, sondern gleichzeitig ganze Brigaden von Journalisten, die eine Story wittern. Und stellen Sie sich nur vor, morgen erscheint der Botschafter so, als ob nichts gewesen wäre. Und wenn wir zwischenzeitlich Berlin mobilisiert hätten, wie lächerlich wir uns dann machen würden.« Schirmmacher schüttelte entsetzt sein immer exakt auf neun Zentimeter gekürztes, kunstvoll gelocktes silbergraues Haar. In der Botschaft ging das Gerücht, dass er alle vier Wochen seinen italienischen Frisör aus München einfliegen ließ, der ihm seine silberne Haarpracht auf die obligatorische Länge kürzte und ondulierte.

»Ja, nicht auszudenken«, entsetzte sich Schilling, der der Diskussion bislang schweigend zugehört hatte. Er nickte nachdenklich.

»Legen wir eine Frist fest«, meinte Böhm, erleichtert, dass das Ende der Sitzung absehbar war. »Wie lange sollen wir warten? Wann verständigen wir das Auswärtige Amt und die Polizei?«

»Morgen Abend!«, rief Konsul Greifenberger. »Bis dahin sollte er wieder da sein.«

»Ich bin für Donnerstagmittag«, erwiderte Schirmmacher. »Dann können wir uns den ganzen Tag mit der Abwicklung der Formalitäten beschäftigen. Stellen Sie sich vor, wir melden morgen Abend nach Berlin, dass Herr Steinberg verschwunden ist. Ja, dann schicken sie uns doch sofort die Polizei ins Haus. Wir müssen nach dem anstrengenden Ausflug hier bleiben und werden stundenlang befragt. Da kommen wir vor

zehn, elf Uhr in der Nacht nicht weg. Und abends können sie sowieso wenig machen. Und dann haben wir ja eben schon gesagt, dass es unwahrscheinlich ist, dass Herr Steinberg zum Ausflug zurückkommt, wenn er so etwas Wichtiges zu tun hat.«

Schirmachers Einwand schien die Mehrheit der Anwesenden zu überzeugen.

Böhm, der schnelle Einigungen und vorzeigbare Ergebnisse schätzte, wandte sich an Frau Maiering. »Halten Sie das im Protokoll fest.« Die Sekretärin zückte hektisch ihren Bleistift und begann, mitzustenografieren. »Zum Schluss jetzt amtlich«, hob Böhm noch mal an. »Wer ist dafür, dass wir, gesetzt den Fall, Herr Steinberg taucht nicht wieder auf, am Donnerstagmittag, also übermorgen, sagen wir um zwölf Uhr, das Auswärtige Amt in Berlin verständigen sollten?« Er schaute in die Runde. Obwohl sie nicht alle gleichermaßen überzeugt aussahen, signalisierten die Referenten ausnahmslos mit Handzeichen ihr Einverständnis. Der Gesandte stellte das einmütige Ergebnis mit lauter, entschiedener Stimme fest, dabei schaute er zu Frau Maiering, die das Gesagte unter fahrigem Gesten mitschrieb.

»Alle sind dafür. Unsere Frist ist hiermit festgesetzt: Donnerstag, zwölf Uhr, werden wir spätestens aktiv. Hoffentlich muss es nicht so weit kommen. Falls doch, übernehme ich den Anruf nach Berlin und veranlasse alles Notwendige. Bis dahin bitte ich Sie, nach Möglichkeit Stillschweigen über die Angelegenheit zu wahren. Soweit die Angehörigen der unteren Dienstränge noch nicht informiert sind, rate ich fürs Erste, das weiterhin nicht zu tun. Denjenigen, die bereits Kenntnis haben, müssen wir Schweigepflicht auferlegen. Bis, wie gesagt, Donnerstag um zwölf Uhr. Ich wünsche Ihnen einen schönen Feierabend. Trotz allem.« Mit diesen Worten erhob Böhm sich schwerfällig aus seinem Sessel und eilte aus dem Raum. Nach und nach verließen auch die anderen Referenten den Sitzungssaal, während sie mit gedämpften Stimmen die Lage diskutierten.

»Was treibt er bloß?«, zischelte Solbach dem Presserefe-

renten Landwehr zu. »Das wird ja immer schlimmer mit seinen Heimlichkeiten. Wenn ihm etwas zugestoßen wäre, hätten wir mit Sicherheit schon Nachricht von den Entführern oder einem Krankenhaus, in das er eingeliefert wurde, oder?« Landwehr schwieg achselzuckend.

»In jedem Fall muss er eine gute Entschuldigung haben«, freute Greifenberger sich, »sonst, wie sagten Sie eben so schön, Herr Solbach, geht's zack, zack, und die Rübe fällt. Natürlich nur sinnbildlich.« Er sagte das so trocken, locker und flockig, wie es seiner norddeutschen Art entsprach, und sprang dann, schwungvoll zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe zum zweiten Stock hinauf.

Der Konsul winkte seinen Kollegen zum Abschied. Also, wenn er das heute Abend seiner Maria erzählte, was in der Botschaft so los war. Na, die würde sich wundern. Ja, die Arbeitsmoral der Diplomaten war schwer angeschlagen in letzter Zeit, was bei der Hitze zurzeit nicht verwunderte. Jetzt hielt es sogar der Botschafter nicht mehr für nötig, zum Dienst zu kommen. Nicht einmal seine Frau und die fesche Rosemarie wussten, wo er abgeblieben war. Merkwürdig war das schon, zumal er mit seiner Schwester Rosemarie immer so vertraut tat. Wenn Rosemarie nicht wusste, wo er steckte, dann wusste es keiner. Es war gut, dass die Kollegen abgeklärt reagiert und keinen Alarm geschlagen hatten. So war wenigstens der Abend gerettet. Greifenberger freute sich auf ein paar geruhsame Stunden am Swimmingpool in seinem Garten in Mirasierra, einem der Vororte Madrids. Ob er vorher bei Rosemarie Steinberg vorbeifahren sollte, um ihr seine Hilfe anzubieten? Die war sicher völlig aus dem Häuschen. Bei der Gelegenheit könnte er zugleich ein paar delikate Hintergrundinformationen aus erster Hand erfahren. Sie waren ja fast Nachbarn, Rosemarie wohnte in derselben Straße in Mirasierra, allerdings etwas abgelegener, im letzten Haus, sozusagen vor der großen Einöde. Gleich hinter ihrem Grundstück fing die Sierra an, wo es im Sommer nicht viel mehr gab als trockenen gelben Boden, halb verdorrte Sträu-



cher und von der Sonne verbranntes Gras. Aber vielleicht sollte er sich doch lieber die Zeit sparen und direkt nach Hause fahren. Rosemarie war nicht ständig da, und wenn er den Weg umsonst machte, würde er sich nur ärgern. Also lieber direkt an den Pool. Bestimmt würde Steinberg morgen kommen. Mit irgendeiner fadenscheinigen Ausrede. Seit er Botschafter in Madrid war, pumpte er sich noch mehr auf als früher in der Ausbildung. Der Posten war ihm eindeutig zu Kopf gestiegen. Es gab Gerüchte, die besagten, dass Steinberg sich neuerdings nur mit Standarte auf der Kühlerhaube seines Dienstwagens durch die Gegend chauffieren ließ. Und wenn man ihn traf, gab er in einer Tour mit seinem übervollen Terminkalender und den klangvollen Namen irgendwelcher Prominenter an, mit denen er sich angeblich permanent umgab. Ja, der Bursche hob allmählich ab, seine unsägliche Arroganz war schlicht unerträglich. Wie erbärmlich, dass der es nötig hatte, so rumzuprotzen. Ein rechter Langweiler war er außerdem. Tat so, als ob er sich nur für anspruchsvolle Themen interessierte und kannte anscheinend keinen anderen Gesprächsstoff als das große Weltgeschehen. Und zu alledem sonderte er gefragt und ungefragt seine Meinung ab. Wie ein Monarch gerierte der sich, zudem völlig unzugänglich für gut gemeinte Kritik. Der war eine echte Mimose, wenn man ihm mal sagte, was einem nicht passte, aber selbst konnte er austeilen wie ein Preisboxer, krittelte an allem herum. Nichts konnte man ihm recht machen. Bestimmt würde er morgen auftauchen, mit gewohnt selbstgefälliger Miene, so, als ob er gar nicht weg gewesen wäre. Dann würde sich die Sache für sie erledigen und jede unnötige Aufregung würde ihnen erspart bleiben. Wenn nicht, dann würde sicher das Gerangel um den Botschafterposten anfangen. Er hätte darauf wetten können, dass besonders Solbach sich einbildete, er wäre selbst ein viel besserer Botschafter als Steinberg. Greifenberger lächelte argwöhnisch. Solbach, dieser junge Schnösel. Einfach unglaublich, was für einen Hochmut manche Leute an den Tag legten. Greifenberger steckte seinen Lieblingsgugelschreiber in das braune Schlangenleder-Etui, warf es



mit elegantem Schwung in seine Aktentasche und steckte das Mobiltelefon in eine der Seitentaschen. Dann nahm er seine Anzugjacke vom Kleiderständer, hängte sie sich über die linke Schulter und griff nach der Aktentasche. Ein letzter Blick auf die Uhr sagte ihm, dass er schon wieder dreißig Minuten Überstunden eingefahren hatte. Letzten Monat hatte er sogar zwei Überstunden gemacht. Was ein Jammer war, bei dem schönen Wetter. Doch jetzt nichts wie weg. Sonst änderte Böhm womöglich seine Meinung und verständigte die Polizei sofort. Bei dem konnte man nie wissen... Der war immer für Überraschungen gut. Es war halb sechs, also höchste Zeit, zu Maria und den beiden Jungs zu fahren. Er dachte sogar noch daran, die Klimaanlage in seinem Büro auszustellen. Dann war für ihn der Arbeitstag zu Ende.

Gegen halb sieben kam Ronald Solbach nach Hause. Die Straßen waren, wie meistens um diese Zeit, hoffnungslos verstopft gewesen. Nachdem er fast eine Stunde im Stau zugebracht hatte, freute er sich, dass der Tisch für das Abendessen gedeckt war. Simone und die Kinder hatten offenbar auf ihn gewartet. Aus der Küche hörte er das Geklapper von Töpfen. Solbach warf seine Jacke achtlos über einen der Stühle im Esszimmer, dann ging er in den ersten Stock, um sich für den Abend lockere Freizeitkleidung anzuziehen. Als er die Tür zum Schlafzimmer öffnete, stellte er erstaunt fest, dass seine Frau mit dem Sortieren von Wäsche beschäftigt war. Simone Solbach lächelte ihrem Mann entgegen. In ihrem weißen Hausanzug wirkte sie sportlich-elegant, ihr schulterlanges, dauergewelltes, blondes Haar hatte sie zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden.

»Küsschen«, sagte Solbach knapp, drückte seiner Frau zur Begrüßung einen flüchtigen Kuss auf die Wange und kniff ihr sanft ins Hinterteil. Sie schrie überrascht auf und machte einen Satz von ihm weg.

»Du kommst spät«, stellte sie vorwurfsvoll fest. »Das Mädchen wartet schon lange mit dem Abendessen.«

Solbach zuckte entschuldigend mit den Schultern. »War

viel Verkehr heute, und dann bin ich später aus der Botschaft rausgekommen. Steinberg ist nicht zum Dienst erschienen, kein Mensch weiß, wo er steckt.«

Sie hielt einen Moment mit dem Falten inne und sah ihren Mann überrascht an. »Er ist nicht zum Dienst gekommen?«, fragte sie erstaunt. »Warum das?«

»Keine Ahnung«, entgegnete Solbach knapp. »Hatte vielleicht was Besseres vor, heute.« Er hatte sich seine Lieblingsjeanshose und das ausgeleierte olivgrüne Lacoste-T-Shirt angezogen, das er zu Hause meistens trug, und schaute seiner Frau, die erneut mit der Wäsche hantierte, erstaunt über die Schulter. Sie war dabei, Oberhemden zu falten. »Sag mal, was machst du da eigentlich? Kommt diese Frau, die für uns putzt und bügelt, etwa nicht mehr?«

Simone Solbach lächelte ihren Mann süß-säuerlich an. »Doch, natürlich kommt sie noch. Heute, zum Beispiel, war sie da. Es ist deiner Aufmerksamkeit bisher offensichtlich entgangen, dass sie zwar ausgezeichnet arbeitet, sich allerdings standhaft weigert, die Wäsche nach dem Bügeln zu falten. Sie sagt, damit würde sie ihre eigene Arbeit wieder zerstören. Sie will für jedes Oberhemd einen Kleiderbügel. Ich habe nicht so viele Kleiderbügel und außerdem ist der Platz in unseren Schränken begrenzt. Deshalb falte ich alles selbst, wenn sie geht. Sie hat dann immer jeden verfügbaren Ort, an den man etwas flach hinlegen oder aufhängen kann, mit gebügelten Hemden und Hosen bestückt. Und die falte ich dann. Wie du siehst.« Sie fuhr mit stoischer Ruhe fort, Oberhemden zu falten.

»Dann musst du ihr eben sagen, dass sie die Sachen zu falten hat«, erklärte Solbach verständnislos. Du bezahlst sie ja schließlich, dann muss sie die Sachen auch so machen, wie du es willst.«

»Ich hab's ihr ja gesagt, aber sie weigert sich. Sie sagt, sie ist Spanierin, und bei ihr würden Hemden nicht gefaltet.« Simone Solbach legte einen Stapel Hemden in den Schrank. Sie hob ratlos die Schultern. »Sie ist ziemlich dickköpfig und ich habe keine Lust, mir eine neue Haushaltshilfe zu suchen.

Man weiß nie, was man bekommt. Was sagtest du eben? Der Botschafter ist heute nicht zum Dienst gekommen, weil er einen anderen Termin hatte? Das ist doch wohl normal, oder?« Sie schob ihren Mann zur Tür. »Wir müssen runter, das Essen ist fertig.«

»Keiner weiß, wo er geblieben ist«, erklärte Solbach. »Böhm will noch damit warten, Berlin zu verständigen. Alle hoffen, dass er morgen auftaucht. Seine Frau und Rosemarie wissen ebenso wenig, wo er steckt.« Solbach grinste höhnisch. »Alle sind sehr besorgt. Tja, meine Liebe, man weiß oft erst, was man an einem Menschen hat, wenn er nicht mehr da ist. So ist das wohl.«

Im Esszimmer setzte Simone Solbach sich auf ihren Platz am Kopfende des gedeckten Tisches. »Ich verstehe nicht, wie du dermaßen hämisch sein kannst. Du weißt anscheinend genau, dass ihm nichts zugestoßen ist. Oder ist es dir egal?« Solbach hatte sich an das andere Tischende gesetzt und erwiderte den verwirrten Blick seiner Frau spöttisch grinsend. »Weißt du, manchmal bist du mir richtig unheimlich.« Solbach schien sich köstlich zu amüsieren.

»Mach dir nichts draus. Außerdem: Was soll Steinberg passiert sein? Vielleicht ist er einfach im falschen Bett aufgewacht oder er hat sich nicht rechtzeitig befreien können, um zum Dienst zu kommen.« Er lächelte seiner Frau betont lebenswürdig zu. Dann ließ er seinen Blick zufrieden über den gedeckten Tisch schweifen. Das war ein deutsches Abendessen nach seinem Geschmack. Frisches Mehrkornbrot, eine ansehnliche Auswahl an Käsesorten und Aufschnitt gab es da. Verschiedene Obstsorten, Joghurt und ein frisch zubereiteter Salat rundeten das Ganze ab. Das durfte er keinem erzählen, wie viel Mühe es sie gekostet hatte, die spanische Köchin dazu zu kriegen, täglich vom einzigen deutschen Bäcker in Madrid den Frühstücks- und Abendbrottisch für sie zu bestücken. Das fade, in Spanien übliche Weißbrot, das es zugegebenermaßen in allen möglichen Varianten gab, war ihnen schon nach den ersten Wochen ihres Aufenthalts gehörig auf die Nerven gefallen.

»Wo sind eigentlich die Kinder?«, fragte Solbach und biss herzhaft in eine schmackhafte Scheibe Sechskornbrot, die er sich dick mit Käse belegt hatte. Er wies auf die beiden leeren Stühle am Tisch.

»Sara übernachtet bei einer Freundin und Peter ist bei einem Kindergeburtstag«, sagte Simone Solbach knapp. »Ich nehme an, dass du noch mal wegmusst?« Sie sah ihren Mann, der es sich am anderen Tische schmecken ließ, abwartend an.

»Ja, stimmt genau.« Er nickte und kaute genüsslich. »Es dauert aber nicht lange. Wir treffen uns, um die Aufstellung für das Fußballspiel nächsten Samstag gegen die uruguayische Botschaft festzulegen. Warte trotzdem nicht auf mich, falls es wider Erwarten später wird. Hast du auch etwas vor?«

»Nein, einer muss schließlich auf die Kinder warten. Im Fernsehen kommt ›Derrick‹. Sie wiederholen die alten Folgen. Und danach muss ich den nächsten Literaturtreff vorbereiten. Ein schönes Amt hast du mir da eingebrockt, die Leiterin des Familien- und Frauendienstes der Botschaftsangehörigen, ein Albtraum ist das. Auf dem nächsten Posten soll da eine andere den Pausencdown machen. Die interessieren sich nicht im Geringsten für Literatur und ich habe keine Lust, ständig die Alleinunterhalterin zu spielen.« Simone Solbach schaute ihren Mann ärgerlich an. Der klopfte sich die Brotkrümel von der Hose und lächelte dabei geradezu aufreizend besänftigend.

»Nun, Liebelein, als künftige Botschaftergattin kannst du dich gar nicht früh genug an solche Ämter gewöhnen. Soziales Engagement der Ehepartner wird in Berlin immer gern gesehen und bei der nächsten Bewertungsrunde wird es mir ein besonderes Vergnügen sein, dein Engagement positiv für uns in die Waagschale zu werfen.« Solbach drückte seiner Frau, die seinen Ausführungen mit finsterner Miene zugehört hatte, zum Abschied einen seiner berühmten flüchtigen Küsse auf die Wange und ließ sie allein am Esstisch zurück. Er war viel zu spät dran. Die anderen würden bestimmt schon auf ihn warten. Schließlich hatte er die Fußballmannschaft der

Deutschen Botschaft ins Leben gerufen und konnte stolz behaupten, dass in dieser Hinsicht vorher nichts, rein gar nichts, an der Botschaft gelaufen war, und dass ohne seinen Einsatz auch jetzt nichts passieren würde. Was seine berufliche Karriere anging, so war er fest entschlossen, nichts dem Zufall zu überlassen. Hervorragende Leistungen im Dienst, eine sozial engagierte Ehefrau beim FFD und sein eigener, das Gemeinschaftsgefühl steigernder Einsatz bei der Gründung einer Fußballmannschaft, mit diesem Dreifachschlag dürfte er sich wohl für den nächsten Auslandsaufenthalt wenn nicht den Botschafterposten, dann aber zumindest den Job des Gesandten, gesichert haben.

Pepe Sánchez hatte in den sechzehn Jahren, die er in der deutschen Auslandsvertretung in Madrid als Pförtner arbeitete, viele Diplomaten kommen und gehen sehen. Die Garantie eines festen und gar nicht übel bezahlten Arbeitsplatzes in seinem Heimatland, das war für Pepe das echte Plus an seinem Job. Er war als sogenannte Ortskraft bei den Deutschen beschäftigt. Und er hatte all den gut verdienenden Diplomaten aus Deutschland voraus, dass er bleiben durfte, also nicht nach drei bis fünf Jahren das Land wechseln musste. Als überzeugter Spanier wäre es für ihn sowieso kaum denkbar gewesen, für längere Zeit woanders als in Spanien zu leben. Aber so, wie die Dinge lagen, war er stolz, in der Botschaft zu arbeiten, und sei es nur als Pförtner. Damals, als er nach seinem Studium der Japanologie unmöglich in seinem Fach Arbeit finden können, war ihm die Stellenausschreibung der Deutschen Botschaft in ›El Pais‹ gerade recht gekommen. Er hatte sich für diesen Posten beworben, obgleich ihm klar gewesen war, dass er als Pförtner und Türsteher kaum etwas mit seinem Studium würde anfangen können. So war es dann auch, doch Pepe nahm es, wie es kam. Er hatte damals Geld gebraucht und als er die Stelle tatsächlich bekam, stellte er erfreut fest, dass er mit der relativ anspruchslosen Tätigkeit mehr Geld verdiente als viele seiner Landsleute in körperlich und zeitlich aufreibenden Jobs. Der Kanzler der Botschaft

hatte ihn damals über die große Verantwortung, die der Posten mit sich brachte, aufgeklärt. Pepe hatte aufmerksam zugehört und die Sicherheitsregeln, die er in Form eines fünfzigseitigen Textes überreicht bekommen hatte, sorgfältig auswendig gelernt. Bisher hatte er davon so gut wie nichts anwenden müssen. Und damit er die vielen Einzel- und Sonderfälle, die in dem Papier aufgeführt waren, nicht irgendwann vollends vergaß, hatte er sich angewöhnt, sie am ersten Montag jeden Monats noch einmal durchzulesen. Zeit genug hatte er ja dazu.

So ziemlich jeder, dem Pepe erzählte, dass er Sicherheitsbeauftragter - so nannten sie neuerdings Pförtner und Türsteher - war, mutmaßte, dass das wohl ein ziemlich langweiliger Job sein müsste. Pepe war da mittlerweile ganz anderer Meinung. Anfangs hatte er sich oft gelangweilt, wenn er an der hohen Gittertür stand, um die Leute zu kontrollieren, die in die Botschaft wollten. Manchmal tat sich stundenlang gar nichts. Oft hatte er sich über die arrogante Art einiger Botschaftsmitarbeiter geärgert, die ihn anscheinend aus Prinzip nicht einmal eines Blickes würdigten. Selbstverständlich war er als Ortskraft kein Diplomat. Doch das machte ihn noch lange nicht zum Menschen zweiter Klasse. Es gab zum Glück einige sehr freundliche unter den Beamten, die ab und an einen kleinen Plausch mit ihm hielten. Sie brachten die Welt für Pepe wieder ins Gleichgewicht. Besonders Werner Weiskopf hatte es ihm angetan. Dem hatte er sogar zu einem Spottpreis seinen alten Mercedes abgekauft. Ja, die Arbeit hatte mit der Zeit angefangen, ihm Spaß zu machen. Und gerade an diesem Morgen fand er seinen Job richtiggehend spannend.

Vorgestern war der Botschafter nämlich nicht zum Dienst erschienen, und beim Betriebsausflug hatte ihn auch keiner gesehen. Die Referenten hatten das zwar zuerst geheim halten wollen, aber die Neuigkeit war am Dienstag natürlich schon lange in den Büros von Mund zu Mund gegangen, als das Stillschweigen vereinbart worden war. Besonders Angelita, die Vollzeitputze, hatte viele Einzelheiten zu berichten ge-

wusst und selbst in der Pförtnerloge hatte die Nachricht zu wildesten Spekulationen geführt. Sein Kollege Juan Arias, der erst seit einigen Monaten in der Botschaft arbeitete, und der Hausmeister Frank Keller hatten von Mord und Totschlag bis hin zum Aussteigen auf die Bahamas so ziemlich alles an Erklärungen für den Verbleib des Botschafters gehabt, was man sich denken konnte. Er, Pepe, hatte sich zurückgehalten. Er kannte den Botschafter nun seit zwei Jahren. Gut, kennen war bestimmt zu viel gesagt. Denn der Botschafter hielt sich nie lange bei ihm auf. Ein freundliches Wort hingegen hatte er eigentlich jedes Mal für ihn. Und Pepe fand besonders nett, dass der Botschafter in letzter Zeit mehr mit ihm redete, immer ein bisschen mehr, je besser sein Spanisch wurde. Anfangs war es kaum ein ›Buenos días‹ gewesen, aber nach ein paar Monaten wurde er gesprächiger. Pepe konnte sich kaum vorstellen, dass dieser freundliche Mann, der so pflichtbewusst und engagiert wirkte, einfach nicht zum Dienst kam. Ohne wichtigen Grund! Er konnte deshalb nicht verstehen, weshalb seine Kollegen die Polizei nicht benachrichtigt hatten. Das Gerücht ging, dass erst Donnerstagnachmittag etwas passieren sollte, natürlich nur gesetzt den Fall, dass Botschafter Steinberg bis dahin nicht gekommen war. Anscheinend rechneten sie fest mit seinem Erscheinen. Die spannende Frage war also, ob er vorher auftauchen würde oder nicht. Juan hatte ihm beim Schichtwechsel erzählt, dass sich in der Residenz, die gleich hinter dem Bürogebäude der Botschaft lag, die ganze Nacht über nichts geregigt hätte. Die Frau des Botschafters war wieder einmal in Frankreich und nicht einmal seine Schwester Rosemarie, die, während die Botschaftergattin verreist war, in der Residenz nach dem Rechten zu schauen pflegte, war dort in den letzten Tagen gesehen worden. Juan hatte sie auf ihrem Handy angerufen und gefragt, ob er ihr, wenn er das nächste Mal Mineralwasser kaufte, etwas vorbeibringen sollte. Das machte er öfter, zumal Steinbergs Schwester ziemlich freigiebig war mit Trinkgeldern. Er hatte bei der Gelegenheit nach dem Botschafter gefragt, aber Rosemarie Steinberg hatte ihren Bruder seit längerer



Zeit nicht gesehen. Sehr besorgt hätte sie geklungen. In der Residenz war er auch nicht. Das Hauspersonal hatte schon alle Räume auf den Kopf gestellt. Offenbar war Herr Steinberg nicht nach Hause zurückgekehrt. Pepe fand seinen Job an diesem Tag also besonders spannend. Er wäre der Erste, der mitkriegen würde, wenn der Botschafter doch noch kommen würde. Er konnte es kaum glauben, meinte, fast so etwas wie Neid in den Blicken einiger Diplomaten zu entdecken, als sie kurz vor acht an ihm vorbei in die Botschaft eilten. Er war gespannt, wer diesmal als Letzter hereingehetzt käme. Meist war es Werner Weiskopf, dafür blieb der dann abends am längsten.

Ronald Solbach, der Leiter Wirtschaft, wirkte, wie üblich, äußerst schwungvoll. Er trug einen seiner italienischen Anzüge und sah wieder einmal formvollendet elegant aus. Vielleicht war er ein bisschen blasser als sonst, seine Augen starrten glasig ins Leere, als er auf die Eingangstür zusteuerte. Trotzdem nickte er Pepe strahlend zu, als er an ihm vorbeieilte. Gleich hinter ihm folgte ein ganzer Schwung Sekretärinnen, die sich tuschelnd über den Botschafter unterhielten. Pepe stellte erstaunt fest, dass Frau Maiering, Steinbergs Sekretärin, auch dabei war. Offenbar spekulierte sie fleißig mit. Pepe hatte sie für diskreter gehalten. So konnte man sich täuschen. Die Sekretärinnen gingen grußlos an ihm vorbei. Die hatten es gerade nötig, ihn zu ignorieren. Ständig sah man sie beim Kaffeekränzchen, er Pepe, tat wenigstens etwas für sein Geld. Diese arroganten Kühe... Doch dann kam Pepe nicht mehr zum Grübeln. Genau drei Minuten vor acht war es, als hintereinander die Herren Landwehr, Schilling, Greifenberger und Schirmmacher die Pforte passierten. Dann kam ein ganzer Schwung von Mitarbeitern aus dem einfachen und gehobenen Dienst. Der Gesandte folgte Schlag acht. Nur Weiskopf war, wie fast jeden Morgen, zu spät. Pepe fand es komisch, dass der Referent für Arbeit und Soziales stets als Letzter kam. Denn der hatte es nun wirklich nicht weit. In seiner ersten Woche in Madrid hatte er Pepe auf seine um-



ständige Art in gebrochenem Spanisch erzählt, dass er gleich um die Ecke, in der Calle de Zurbarán wohnen würde. Pepe hatte immer gedacht, dass Deutsche pünktlich seien. Herr Weiskopf tickte in dieser Hinsicht ganz anders als seine Landsleute. Und auch sonst wirkte der sichtbar in die Jahre gekommene grauhaarige Mann mit der roten Hornbrille und der sehr langatmigen Sprechweise eigentümlich, anders als seine Kollegen in der Botschaft. Pepe wusste, dass Herr Weiskopf für drei Jahre vom Arbeitsministerium nach Madrid geschickt worden, also kein Berufsdiplomat war. Das war der nette Herr Weis, der Wissenschaftsreferent, auch nicht. Und den hatte er anfangs, als Pepe es nicht besser wusste, für einen Berufsdiplomaten gehalten. Weis war gleichbleibend freundlich und hatte Umgangsformen, von denen manche seiner Diplomatenkollegen sich eine Scheibe abschneiden könnten. Der Wissenschaftsreferent war eben, gerade pünktlich zu Dienstbeginn, an Pepes Tür vorbeigekommen und war der Einzige gewesen, der ihm freundlich lächelnd bestätigt hatte, dass er heute vermutlich den interessantesten Job in der Botschaft hätte. Er hatte gefragt, ob der Botschafter schon gesehen worden sei. Nachdem kurze Zeit später der eigenwillige Herr Weiskopf gemächlich vorbeidefiliiert war, kehrte Ruhe an der Pforte ein. Pepe setzte sich auf seinen Platz in der Pförtnerloge und begann, natürlich rein prophylaktisch, noch einmal die Sicherheitshinweise durchzulesen. Und das, obwohl heute nicht der erste Montag im Monat war.

Als Claire Steinberg ein paar Minuten später aus einem der dunkelblauen Dienstwagen stieg und auf den Haupteingang der Botschaft zustürmte, war Pepe der Erste, der sie sah. Sie grüßte kaum hörbar und eilte im Laufschrift an ihm vorbei in das Botschaftsgebäude. Hätte er kurz darauf das verbale Donnerwetter im Büro des Gesandten gehört, dann wäre er sicher heilfroh gewesen, dass er nur einer der Pförtner war.

Die Ehefrau des Botschafters ging geradewegs zu Rupert Böhm. Sie konnte nicht glauben, was ihr Paul Greifenberger

erzählt hatte, den sie morgens angerufen hatte, um herauszufinden, ob ihr Mann sich am Vortag wieder in der Botschaft eingefunden hätte. Sie marschierte durch das Vorzimmer des Gesandten vorbei an der Sekretärin und stieß ohne anzuklopfen energisch die Tür zu Böhms Büro auf. Der Gesandte, der gerade im Begriff war, seine Morgenzigarre anzuzünden, blies vor Schreck das brennende Streichholz aus, als die Frau des Botschafters in sein Zimmer stürmte.

»Err Böhm«, schmetterte sie ihm grußlos entgegen, und ihr französischer Akzent war schon in diesen beiden Worten deutlich hörbar. »Wenn das stimmt, was mir da zu Ohren gekommen ist, dann ist das einfach unglaublich! Wo ist mein Mann und was aben Sie biser veranlasst? Sagen Sie es mir. Sofort!« Claire Steinberg bebte vor Zorn. Ihr schmaler Körper, den sie auf beiden Armen auf dem Schreibtisch des Gesandten aufstützte, zitterte. Die kurzen glatten grauen Haare hingen ihr wirr um den Kopf, ihr Gesicht war noch faltiger als sonst.

»Liebe Frau Steinberg, so beruhigen Sie sich erst einmal.« Böhm hatte sich aus dem bequemen Ledersessel erhoben und legte der entrüsteten Botschaftergattin die Hand auf die Schulter. Doch diese wich seinem Beschwichtigungsversuch aus, wedelte fahrig mit den Armen durch die Luft und machte einen Schritt zur Seite. »Wir hatten gute Gründe für unser Handeln.«

»Ihr Andeln, dass isch nischt lache«, erwiderte sie erbost. »Von wegen Andeln, nischts aben Sie getan! Und damit Sie es gleich wissen: Sollte meinem Mann durch diese zeitliche Verzögerung etwas zugestoßen sein, das durch ein zügiges Vorgehen ätte verhindert werden können, dann werde isch Sie persönlich dafür zur Verantwortung ziesen! Verlassen Sie sisich darauf!« Die Frau des Botschafters hatte das dermaßen laut und drohend hervorgestoßen, dass Böhm sich genötigt sah, schnell zum Fenster zu eilen und es zu schließen, um eine unwillkommene Zuhörerschaft, die sich an der Botschaft jederzeit leicht fand, vom weiteren Gespräch auszuschließen. Dann kehrte er an seinen Schreibtisch zurück.

»Mit Ihrer Frau Schwägerin habe ich vorgestern Nach-

mittag gesprochen. Sie war genauso aufgebracht und besorgt wie Sie und wie wir alle. Sie hat mir dann aber zugestimmt, dass überhastetes Handeln wohl nicht angebracht ist.« Er lächelte der blassen Frau vor seinem Schreibtisch besänftigend zu.

»Was meine Schwägerin sagt, ist mir egal«, erwiderte sie unwirsch. »Sagen Sie mir, was Sie biser unternommen aben.«

»Ich erkläre Ihnen alles der Reihe nach«, sagte Böhm betont ruhig. »Und dann wollen wir gemeinsam überlegen, was zu tun ist.« Er setzte sich. Claire Steinberg hatte sich etwas beruhigt, ihre erste Wut war anscheinend verraucht. Sie ließ sich zögerlich auf einen der Stühle vor dem Schreibtisch des Gesandten nieder.

»Ist mein Mann etwa wieder da?«, fragte sie vorsichtig. Sie blickte irritiert auf die grüne Schreibtischaufgabe. Böhm merkte, dass sie ihre Vorstellung von eben als peinlich empfand und atmete innerlich auf. Das würde das Gespräch vereinfachen. Eine verunsicherte Frau Steinberg war bestimmt leichter zu handhaben als eine wilde Furie. Er erklärte ihr, dass ihr Mann noch nicht aufgetaucht sei und warum sie alle sich für den Donnerstagnachmittag als Termin entschieden hatten.

»Sie mögen Ihre Gründe geabt aben«, räumte Claire Steinberg schließlich ein. »Aber isch muss Ihnen sagen, wirklich, die Frist ist zu lang. Wir müssen etwas unternehmen! Sofort! Das ist nischt Tobias' Art, so einfach wegzubleiben.« Sie schüttelte entschieden den Kopf. »Machen Sie den Referenten klar, dass wir nischt mehr warten können. Wir schalten umgeend die Polizei ein.« Und mit einer spontanen Handbewegung langte sie zum Telefon des Gesandten. »Am besten, isch mache das gleisch selbst.«

»Um Himmels willen, Frau Steinberg.« Der Gesandte sprang entsetzt von seinem Sessel auf. »Wenn Sie es wünschen, werden wir unverzüglich aktiv, aber das braucht Vorbereitung. Wir können nicht ohne Weiteres die Polizei anrufen. Zunächst einmal, das sagen die Dienstvorschriften, müssen wir das Auswärtige Amt in Berlin verständigen. Die setzen sich mit den hiesigen Kollegen in Verbindung. Und

dann kommt die Polizei zu uns und alles nimmt seinen Lauf. So sind die Vorschriften, daran müssen wir uns halten.« Der Gesandte legte beruhigend seinen linken Arm um die Schultern der aufgebrachten Botschafterehefrau. Doch die ließ sich nicht so schnell aus dem Konzept bringen. Erneut entwand sie sich ihm.

»Dafür, dass Sie bis eute Mittag das Erscheinen meines Mannes für möglich halten, kennen Sie sich sehr gut aus mit den Regelungen für einen solchen Sonderfall«, erklärte sie argwöhnisch.

Der Gesandte zuckte innerlich zusammen. Er schaute die Ehefrau des Botschafters mit einer Mischung aus Zorn und Bewunderung an. Eine Unverschämtheit war das! Diese Frau unterstellte ihm, er wüsste, dass der Botschafter nicht auftauchte und trotzdem keine Anstalten machte, in der Sache aktiv zu werden. Auf der anderen Seite fand Böhm die Zivilcourage, die Frau Steinberg an den Tag legte, bewundernswert. Manch andere Frau hätte sich nicht so energisch für ihren Mann eingesetzt. Er verteidigte sich folglich nur mit knappen Worten.

»Frau Steinberg, ich arbeite seit mehr als fünfundzwanzig Jahren für das Auswärtige Amt. Da müssen Sie mir zugestehen, dass ich die Dienstvorschriften kenne.« Er rang sich ein leichtes Lächeln ab. Claire Steinberg schwieg mit säuerlicher Miene. »Geben Sie mir eine Stunde. Dann habe ich die Mitarbeiter verständigt und wir können in Berlin anrufen. Die Stunde brauche ich. Sonst geht alles kreuz und quer. Ich pflege meine Mitarbeiter in wichtige Entscheidungsprozesse einzubeziehen. Das habe ich immer so gehandhabt. Und das soll so bleiben.«

Böhm stand unentschlossen neben seinem Schreibtisch. Claire Steinberg war aufgestanden und schwankte leicht, schaute Böhm aber unverwandt starr an. Wann hatte er jemals so stahlgraue Augen gesehen? Faszinierend, und dann dieser Blick, der bisweilen so freundlich, dann wieder so unterkühlt war, als ob er Wasser zum Gefrieren bringen könnte.

»Isch kenne Ihre Regeln nischt«, erwiderte sie entschied-

den. »Aber isch kenne meinen Mann. Da stimmt etwas nischt. Ich gebe Ihnen die Stunde, die Sie brauchen. Und dann tun Sie etwas. Sonst lege isch Dienstaufsichtsbeschwerde gegen Sie ein. Verlassen Sie sich drauf.« Sie drehte sich um und verließ den Raum, ohne Böhm eines Blickes zu würdigen. Der staunte nicht schlecht, offenbar kannte sie doch ein paar Regeln, gut, zumindest eine. Die Frau imponierte ihm. Und dass sie mit ihrer Drohung ernst machen könnte, daran zweifelte er keine Sekunde.

Böhm hatte es in seinem langen Beamtenleben gut verstanden, Arbeit nicht zu nahe an sich herankommen zu lassen. Als er damals, nach Abschluss seines Jurastudiums die Wahl hatte, in die freie Wirtschaft zu gehen oder als Diplomat für das Auswärtige Amt durch die Welt zu reisen, war ihm der Entschluss für die Beamtenlaufbahn nicht schwer gefallen. Er konnte Stress nicht ausstehen, hatte aber Veränderungen in seinem Umfeld von jeher als belebend empfunden. Die höhere Sache des Staates zu verfechten, den Ausgleich zu suchen, wenn Konflikte sich anbahnten, das hatte ihn damals besonders gereizt und deshalb hatte er die Diplomatenlaufbahn schließlich auch gewählt. Dass er sich als Beamter nicht in erster Linie ausruhen wollte, das wusste so ziemlich jeder, der schon einmal mit ihm zusammengearbeitet hatte. Böhm war beileibe kein Workaholic, doch wenn es darauf ankam, arbeitete er Tag und Nacht. Als die Frau des Botschafters eben sein Büro verlassen hatte, ertappte er sich bei dem unrühmlichen Gedanken, dass ihm das Verschwinden des Botschafters ziemlich viel Umstand und Arbeit einbringen könnte. Nachdem er sich ermahnt hatte, sich zusammenzureißen und ein paar beruhigende Züge aus seiner Zigarre genossen hatte, legte er los. Er griff zum Telefonhörer und rief alle Referenten an, um sie zu einer sofortigen Sondersitzung in den Versammlungsraum zu bitten. Frau Maiering lud er höchstpersönlich wieder dazu. Er wusste nicht genau, wozu er sie außer der Anfertigung eines Besprechungsprotokolls noch brauchen könnte. Aber sein Gefühl sagte ihm, dass die Sekretärin des

Botschafters ihm, sofern der Botschafter unauffindbar blieb, in den nächsten Tagen sicher die eine oder andere lästige Arbeit abnehmen könnte. Zumal das Auswärtige Amt vor ein paar Monaten seine eigene Sekretärin in eine Halbtagskraft umgewandelt hatte mit der Bemerkung, sein Arbeitsanfall sei zu gering für die Beschäftigung einer Vollzeit-Sekretärin. Und das Amt hatte, trotz seiner energischen Eingaben, bislang keine Anstalten gemacht, diese einfach abstruse Regelung rückgängig zu machen.

Bevor der Gesandte zum Sitzungssaal lief, überflog er schnell ein weiteres Mal den Aktenordner mit den Anweisungen für besondere Krisensituationen. Das war das Erste gewesen, was er getan hatte, als er morgens ins Büro gekommen war. Seither lag der Ordner unter einigen Tageszeitungen vergraben auf seinem Schreibtisch. Böhm hatte ihn ab und zu hervorgezogen und den Abschnitt, der sich auf das Fernbleiben eines Botschafters vom Dienst bezog, mit schlechtem Gewissen studiert. Es gab keinen Zweifel. Er hatte grob fahrlässig gehandelt. Schließlich war der deutsche Botschafter in Spanien nicht irgendwer und Böhm als sein Vertreter hätte spätestens Dienstagmittag die entsprechenden Stellen in Berlin verständigen müssen. Sollte Steinberg etwas zugestoßen sein, dann konnte Böhm sich kaum damit herausreden, dass sie Wandertag gehabt und deshalb erst später mit dem Erscheinen Steinbergs gerechnet hätten. Auch das Argument, dass er das Vorgehen mit den Referenten abgestimmt hatte, zog nicht. Denn die waren schlicht und ergreifend nicht zuständig gewesen. Er, Böhm, vertrat den Botschafter in dessen Abwesenheit, er, und niemand anders, war jetzt verantwortlich für alles, was in der Botschaft passierte oder nicht passierte. Dass Steinberg sich nicht zurückgemeldet hatte und seine Frau so unwirsch auf Böhms zögerliches Verhalten reagierte, das gab ihm den Rest. Es half alles nichts. Es musste etwas geschehen, und zwar schnell. Er war fast zur Tür hinaus, da machte er halt, lief zu seinem Schreibtisch zurück und griff sich den Aktenordner mit den Sonderanweisungen. Sollten

die anderen ruhig hören, dass sie ihn falsch beraten hatten. Und auf die eine oder andere Art würden sie sowieso erfahren, dass etwas schiefgelaufen war. Da war es besser, gleich mit offenen Karten zu spielen. Zumal Solbach, die Schlange, in letzter Zeit besonders erpicht darauf war, Kollegen Fehler nachzuweisen, um sich so vor aller Welt und besonders gegenüber dem Auswärtigen Amt zu profilieren. Gerade der würde bestimmt keine Hemmungen kennen, wenn er wüsste, dass er Aussichten hatte, Nachfolger von Steinberg zu werden. Natürlich nur gesetzt den Fall, der käme nicht wieder.

Diesem und ähnlich unerfreulichen Gedanken nachhängend lief Böhm zum Sitzungssaal. In vertrauter Runde saßen sie alle da. Der Gesandte hatte sich vorgenommen, forsch aufzutreten, keine Debatte zuzulassen, um so viel Zeit wie eben möglich zu gewinnen. Zuallererst legte er den Aktenordner mit den Anweisungen für den Krisenfall für alle deutlich sichtbar vor sich auf den Tisch.

»Herzlich willkommen«, setzte er an und ließ seinen Blick flüchtig in die Runde schweifen. »Es tut mir leid, dass ich Sie so plötzlich aus Ihrer Arbeit reiße. Ich dachte mir, es wäre sinnvoll, wenn ich Sie über den neuesten Stand der Dinge unterrichte.« Böhm hielt kurz inne.

»Ist der Herr Botschafter mittlerweile da?« Greifenberger fingerte aufgeregt an seiner vergoldeten Brille, die ihm auf die Nasenspitze gerutscht war.

»Nein«, erwiderte Böhm kurz angebunden und blickte den Konsul fast tadelnd an. »Ich wollte Ihnen mitteilen, dass ich mir den ganzen gestrigen Tag darüber Gedanken gemacht habe. Also, ich habe ein mehr als ungutes Gefühl, noch länger zu warten. Bis heute Mittag, das ist entschieden zu lang. Ich benachrichtige gleich Berlin. Frau Steinberg, mit der ich in der Angelegenheit eben gesprochen habe, begrüßt ein rasches Vorgehen ebenfalls. Zumal sie immer wieder betont, wie untypisch dieses Verhalten für ihren Mann ist. Was wir ja auch schon alle festgestellt haben.«

Böhm machte eine längere Pause und musterte aufmerksam



die gespannten Gesichter seiner Kollegen. Er hatte zugegebenermaßen die Wahrheit ein bisschen zu seinen Gunsten verdreht. Aber dass Frau Steinberg ihm quasi das Messer auf die Brust gesetzt und ihm die Frist von einer Stunde gesetzt hatte, das ging die Kollegen ja wohl kaum etwas an. Böhm wartete auf die Kommentare seiner sonst so eloquenten Mitarbeiter. Doch die schwiegen und harrten fast reglos auf ihren Stühlen aus. Die einzige Person, die Dynamik ins Bild brachte, war Frau Maiering, die beschlossen hatte, dieses Mal gleich von Anfang an alles mitzustenografieren, obwohl ihr niemand den Auftrag dazu erteilt hatte. Jetzt lehnte sie sich auf ihrem Stuhl zurück, strich sich ein paar rote Haarsträhnen aus dem Gesicht und schaute den Gesandten aufmerksam an. Der wirkte nicht gerade, als ob ihm besonders wohl bei der Sache war, und fuhr sich mit den Händen ein paar Mal hektisch durch sein grau meliertes Haar.

»Also, will sich niemand äußern«, stellte Böhm fest, nachdem ein paar Sekunden verstrichen waren. »Ich werde folglich das Nötige veranlassen und vor allen Dingen keine Zeit mehr verlieren. Zuerst rede ich mit dem Auswärtigen Amt in Berlin. Ich gehe davon aus, dass sie die spanische Polizei und natürlich unsere Verbindungsleute vom Bundeskriminalamt hier in Madrid verständigen. Außerdem«, so setzte er an, als Solbach sich räusperte, »muss ich uns allen einen dicken Tadel erteilen. Wir hätten niemals so lange warten dürfen. Die Dienstvorschriften sprechen für einen solchen Fall wie den unsrigen hier eine klare Sprache.« Er klopfte mit dem Finger rhythmisch auf den Aktenordner. »Spätestens gestern hätten wir etwas tun müssen. Sei's drum. Das können wir jetzt nicht mehr ändern. Wir sind eben alle unverbesserliche Optimisten. Sonst hätten wir uns sicher anders verhalten.« Böhm war von seinem Sessel aufgestanden und nickte kurz in die Runde. Dann verließ er, die Dienstanweisung unter dem Arm, grußlos den Raum, mit Frau Maiering in seinem Gefolge. Die Referenten erhoben sich zögerlich von ihren Stühlen.

»Da ist heute aber jemand nervös«, stellte Greifenberger mit unschuldsvollem Augenaufschlag fest. Schilling schaute seinen Chef unwillig an.